

grundsätzlich verbieten, für mich ist das eine Wertentscheidung. Ausnahmen werden dann die Richter im Nachhinein prüfen: Wenn etwa ein Angehöriger einem nahestehenden Menschen geholfen hat, extreme Qualen zu beenden, dann wird das Gericht ihn vermutlich nicht bestrafen.

Das Leben als solches ist dem Menschen aber nicht verfügbar. Für mich als Katholik ist das Gottes Vorsehung. Andere würden vielleicht sagen: Kismet.

**Gregor Gysi, 67**

Die Linke, Jurist, Antrag 4

Meine Mutter hat immer gesagt: Ein Arzt hat mir bei der Geburt geholfen, ein Arzt soll mir auch beim Sterben helfen. Sie meinte, dass jemand, der sterbenskrank ist und sich quält, das Recht auf Hilfe beim Sterben haben muss. Sie konnte nicht akzeptieren, dass so viele alte Leute diese Hilfe nicht bekamen.

Ich versuchte, Gegenargumente zu finden: Was, wenn jemand die alten Leute beeinflusst? Das ist für mich eine wichtige Frage: Wie schließe ich Missbrauch aus? Ich möchte nicht, dass eine Stimmung entsteht, wo jemand sagt: Ich will nicht mehr leben, ich falle doch nur noch zur Last. Deshalb muss es Ärzten und Schwestern unbedingt verboten sein, ein Gespräch über das Thema zu beginnen. Sie müssen von den Betroffenen angesprochen werden.



Gysi

Zu meiner Mutter sagte ich also: Was, wenn man die alten Leute beeinflusst? Aber sie lachte nur und sagte: Mich kann keiner beeinflussen. Das stimmt, sie war ein Chefinnentyp.

Ich finde, meine Mutter hat recht. Ärzten sollte Beihilfe zum Selbstmord erlaubt sein, aber nur, wenn der Mensch dagegen beraten wurde, es dennoch will und leidet. Ich würde mir das auch wünschen.

Bei meiner Mutter haben wir das natürlich nicht gemacht. Sie hat dann auch nie gesagt: Ich will nicht mehr. Sie hat nicht gelitten. Als sie ein Pflegefall wurde, ging es ihr gut. Dank meiner Schwester. Meine Schwester hat eigentlich die Arbeit gemacht, sie war dafür einfach besser geeignet als ich. Es gibt einen bestimmten Typ Mensch, der kann das nicht so gut. Dazu gehöre ich.

Ich glaube übrigens, dass man den Zeitpunkt des Todes beeinflussen kann. Als ich im Urlaub in Griechenland war, rief meine Schwester an einem Mittwoch an und sagte: „Schätzli stirbt.“ Ich sagte: „Du musst mit ihr reden. Sie darf nicht vor Freitag sterben. Ich kann jetzt hier nicht weg.“ „Schätzli“ war unser früheres Kindermädchen, eine Art zweite Mutter. Sie hat dann gewartet. Am Freitag saß ich an ihrem Bett. Am nächsten Tag ist sie gestorben.

**Petra Sitte, 54**

Die Linke, Ökonomin, Antrag 4

Mein Vater war polymorbid. So nennen es Mediziner, wenn jemand viele Krankheiten auf einmal hat. Er litt an Krebs und Alzheimer, er hatte Herz-Kreislauf-Probleme, sein Rücken war kaputt, schließlich verlor er seinen Sehsinn und sein Gehör beinahe komplett. Er war zuvor Handwerker gewesen, ein lustiger Typ, immer in Bewegung, jemand, der zentnerschwere Pumpen reparieren konnte. Am Schluss war er ein anderer Mann.

Meine Eltern lebten im 18. Stock eines Hochhauses in Berlin, die ganze Stadt lag ihnen zu Füßen, doch seine Krankheiten haben ihn dort eingesperrt. Gegen Ende brauchte er sie beinahe den ganzen Tag. Meine Mutter kochte für ihn, sie wusch ihn, sie brachte ihn zur Toilette. Irgendwann wachte er auch nachts 10-, 20-mal auf und geisterte durch die Wohnung. Sie musste ihn dorthin bringen, wo er niemals hinwollte: in ein Heim.

Da begann es.

Er hatte ein Hobby: Essen. Er hat dreimal am Tag seine Mahlzeiten verputzt, zwischendurch noch Kuchen. Im Heim hörte mein Vater nach einer Weile auf zu essen. Wir haben uns zuerst nichts dabei gedacht, bis er irgendwann auch seine Medikamente nicht mehr nahm. Auch da dachten wir noch, das geht vorbei. Aber

nach einem oder zwei Tagen sagte ich: „Mutti, ich glaube, er trifft gerade eine bewusste Entscheidung.“

Er war zu dieser Zeit nicht immer klar. Manchmal war er geistig auf seiner Baustelle und hat seine Pumpen repariert. Selbst in seiner Fantasiewelt wollte er nicht essen, nicht trinken. Er wusste genau, was er tat. Ich habe mich viel mit Sterbeprozessen beschäftigt, damals schon, und ich wusste, dass wir ein Zeitfenster von ein paar Tagen haben, bevor er stirbt. Wir redeten auf ihn ein, wir stellten ihm Essen hin, Getränke. Er nahm fast nichts. Er hat den Freitod gewählt.

Ich hätte meinem Vater die letzten Tage gern erspart, und doch hätte ich ihn nicht töten können, auch wenn er mich darum gebeten hätte. Es sollte Möglichkeiten geben, Verzweifelten wie ihm zu helfen, nicht nur durch Angehörige oder Ärzte.

Meiner Mutter geht eine Szene nicht aus dem Kopf: Ein paar Tage vor seinem Tod stand mein Vater in seinem Zimmer im Heim im Türrahmen. Sie fragte: „Was hast du, Kurt?“ Er stützte seinen Unterarm auf das Holz des Türrahmens, legte seine Stirn auf den Arm und sagte: „Ich habe das alles so satt. Ich will nicht mehr.“

Er fällt in keinen der Anträge rein, er hatte nichts, was akut lebensbedrohlich war. Aber er wollte so nicht leben. Mein Vater, der ein glücklicher Mann war, ist unglücklich gestorben.



Sitte

FOTOS: ESPEN EICHHÖFER / DER SPIEGEL